

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Nachrichten für Stadt und Amt Elsfleth. 1871-1933 1881

70 (16.6.1881)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-424712](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-424712)

Nachrichten

für Stadt und Amt Eilsfleth.

Inserate werden auch angenommen von den Herren: Bittner und Winter in Oldenburg, E. Schlotte in Bremen, Haalenberg und Bogler in Bremen und Hamburg, F. Moorbaar in Hamburg, Rud. Mosse in Berlin, Th. Dietrich und Comp. in Cassel, G. L. Daub und Comp. in Frankfurt am Main und von anderen Insertions-Comptoirs

N^o 70.

Eilsfleth, Donnerstag, den 16. Juni.

1881.

Wählerversammlung in Jever.

Die am Freitag stattgehabte Wählerversammlung der Anhänger der Fortschrittspartei in Stadt und Land, zu welcher der Vortrag des Professor Wendt-Pamburg angekündigt war, war ziemlich gut besucht, namentlich war auch ein nicht unansprechlicher Theil Landleute erschienen. Professor Wendt erklärte zunächst, daß er darum wie an andern Orten so auch hier nur aufzutreten, um den Verleumdungen und Entstellungen entgegenzutreten, die über die Fortschrittspartei verbreitet würden, so namentlich von der preussischen Regierungspresse: nun, die lesen wir hier nicht, und somit wäre sein Vortrag in unserem Wahlkreise überflüssig gewesen.

Zuvörderst wies Redner dann den Vorwurf zurück, daß die Fortschrittspartei Bismarck bekämpfe und ihr Schlagruf sei: „Fort mit Bismarck!"; so etwas habe kein Fortschrittmann je gesagt. Eine schwächere Interpellation aus der Zuhörerschaft, Eugen Richter habe diesen Ruf auf der Tribüne des Reichstages vor Jahr und Tag hören lassen, wies Redner als eine Verleumdung und „entschiedene Unwahrheit“ zurück. Nun, daß die Fortschrittspartei jetzt einseht, daß sie mit solchem Rufe bei der Nation, beim Volke keinen Widerhall findet, und daß sie darum ihre Taktik ändert und ihr letztes Ziel zu verdunkeln sucht, ist erklärlich und begreiflich genug, aber es gehört denn doch eine große Unkenntnis oder große Dreistigkeit dazu, jenes „Richter's", welches in allen betr. Sigitungsberichten in allen Zeitungen gestanden hat und damals von den fortschrittlichen Blättern als das „erlösende Wort“ gefeiert wurde, heute pure abzuleugnen.

Redner versicherte dann, daß die Fortschrittspartei ebenso national denke wie jede andere patriotische Partei; er berief sich darauf, daß dieselbe, als sie vor 20 Jahren in Preußen gegründet wurde, gleich den Namen der „deutschen“ Fortschrittspartei angenommen habe. Aber er verschwieg, daß vor etwa 15 Jahren diese Partei eine andere ward: denn es blieben nur die Wenigen darin, die Bismarck die erbetene Indemnität für die burgellose Regierung der letzten Jahre und damit den nationalen Dank für die große nationale That von 1866 vorenthielten, während das Gros die Indemnität aussprach und die „nationalliberale“ Partei gründete.

Uebrigens erklärte der Redner, daß er nicht gekommen, um andere Parteien, namentlich auch nicht die andern liberalen Parteien anzugreifen — und es ist anzuerkennen, daß er sich stets in den maßvollsten Ausdrücken bewegt hat —, aber er müsse doch betonen und hervorheben, daß es der Fortschrittspartei jetzt unmöglich, noch mit den jetzigen Nationalliberalen, deren Fraction seit der „Seccession“ eine andere geworden,

Fühlung zu behalten, während sie früher mit derselben denn doch als einer rechten liberalen Partei befreundet gewesen. Nun, von dieser „Freundschaft“ haben wir Liberalen im 2. Wahlkreise wenig gemerkt, mußten uns vielmehr zwei Male aufs bitterste bekämpfen lassen, obgleich unser Abgeordneter auf dem linken Flügel der Nationalliberalen also auf dem Boden der heutigen Seccession stand. Und Redner konnte dann nicht umhin zuzugestehen, daß in früherer Zeit, als Bismarck selber noch auf liberalem Wege wandelte, die Nationalliberalen mit ihm manches Gute geschaffen, verschwiegt aber, daß die Fortschrittspartei sich zu diesem Guten stets verneinend gestellt und damals das Verhalten der Nationalliberalen und ihre Stellung zu Bismarck als Verrath an der Freiheit zu brandmarken versucht hat.

Redner kam dann auf die dreijährige Dienstzeit und auf das „Septennat“. Für erstere verlangte er eine zweijährige Präsenz; diese genüge, und selbst der Kriegsminister habe zugegeben, daß im dritten Jahre weniger das Exercitium in den Waffen als die Aneerziehung des militärischen Geistes für den Soldaten erstrebt werde; letzterer aber könne sogar in späterer Zeit verderblich wirken, wenn der so ausgebildete Mann ins bürgerliche Leben zurückkehre und sich dann mit dem Volke nicht so recht mehr eins fühle; das so erparte Geld könnte für Schulen und damit für bessere Ausbildung der Knaben und der Jünglinge verwendet werden und werde so ja auch der Arme zu Gute kommen. Der erste Einwand ist für Jedermann hinfällig, der da sieht, wie gut bürgerlich die gebildeten Soldaten und Krieger sich im Leben zu stellen wissen; und der zweite Einwand stellt die Sache auf den Kopf, da erst, wenn die Schulen besser geworden und Knaben und Jünglinge besser unterrichtet und gebildet und erzogen worden sind, für alle Soldaten oder doch für den allergrößten Theil derselben das dritte Dienstjahr weglassen kann, wie es für einen großen Theil der Mannschaften ja schon jetzt geschieht. Zu erstrebend ist dies auch nach unserer Meinung mit allen Kräften, und wir leben der festen Ueberzeugung, daß für die nächste Generation das dritte Dienstjahr eine Sage aus älterer Zeit sein wird; aber wir können uns auch für jetzt der Ansicht nicht verschließen, daß für so viele, die in ihrer Jugend, wenn auch nur einigermaßen, verwahrloset sind, das dritte Dienstjahr nothwendig ist, um sie zu guten, vom Bewußtsein der Pflicht durchdrungenen Soldaten zu erziehen, und, wenn dies gelingt, dies für solcher Leute Zukunft trotz des momentanen Opfers von wesentlichem Nutzen sein muß. — Anders schon sieht es mit dem „Septennate“. Denn daß die jährliche Bewilligung auch des Militäretats ein dringendes Verlangen jeder liberalen Partei sein muß, bedarf keines Beweises. Aber es ist ja mit dem „Sep-

temnat“ dieses Recht der Volksvertretung nicht für alle Zeit vergeben; und der entgegenstehende Wunsch der Militäirverwaltung, die doch nicht bloß von Jahr zu Jahr zu arbeiten hat, auf eine Reihe von Jahren bestimmt zu wissen, mit wie viel Geld sie zu wirtschaften hat, ist denn doch auch begreiflich. Wenn aber der Redner dann meinte, keine patriotische Partei, und dazu gehöre die Fortschrittspartei ja auch, werde je die für das Her notwendigen Mittel verweigern, so muß doch daran erinnert werden, daß es im Reichstage auch unpatriotische Parteien giebt und daß die Ansichten über den Begriff der „Nothwendigkeit“ der Mittel auch bei den patriotischen Parteien heute noch ziemlich weit auseinander gehen und zum Theil weit von dem abwichen, was die Sachleute unter „nothwendig“ verstehen. Einen Fehler, am allerwenigsten aber einen groben oder gar unheilbaren Fehler, können wir nicht darin erblicken, daß die Nationalliberalen dem Septennat zugestimmt haben.

Anderes steht es mit dem Verhalten derselben zu Bismarck seit der vor einigen Jahren von demselben innegehaltenen Richtung in den wirtschaftlichen Fragen und in der inneren Politik. Was man über Schutz Zoll oder Freihandel denken wie man will: den Vorzoll, der lediglich den Grundbesitzern auf Kosten des ärmeren Volkes zu Gute kommt, den durfte kein Liberaler bewilligen, und wenn ihm Gott weiß welcher Schutz seiner eigenen bez. der nationalen Industrie geboten wurde. — Aber, so fragen wir, was soll ein Betonen dieses Fehlers hier in unserm 2. Wahlkreise? Unser Abgeordneter Roggemann hat diese Schwenkung nicht mitgemacht; derselbe hat gegen jeden Zoll, welcher Art er auch sei, gestimmt, und zwar zur großen Genugthuung seiner Wähler.

Und die neuere Politik Bismarcks anlangend, wies Redner nach, daß dieselbe auf eine Dictatur und ein persönliches Regiment von Seiten des Kanzlers hinauslaufe — was wir ihm gleichfalls leider zugeben müssen. Daß es die Pflicht jedes ehrlichen Liberalen ist, nach Kräften der Reaction entgegenzuwirken, das liegt auf der Hand; und mit Recht meinte Redner, ein wahrer Freund Bismarck's müsse schon in dessen eigenem Interesse ihm über die Fehler in seiner neuere inneren Politik die volle Wahrheit sagen, damit er nicht selber seinen großen Ruhm verdunkele; und daß er liberal regieren könne, wenn er wolle, das habe er in dem ersten Jahrzehnd nach 1866 bewiesen. Aber doch gehen von da ab des Redners Ansichten und die unrigen auseinander: die Geschichte der Fortschrittspartei nicht nur vor 1866, sondern auch nach diesem Jahre ist ein fortgesetzter Angriff auf Bismarck gewesen und zwar in einem solchen Maße, daß ein Köhlerglaube dazu gehören

„Mrrras!“

Humoreske aus dem Soldatenleben. Von R. B. Anders.

(3. Fortsetzung.)

Nicht ahnend, daß es seiner jetzigen Bestimmung so schnell übergeben werden würde. Kam ich hierher, um meine Rechte aufzuwenden, als mich plötzlich, wie ich meinen Verthum einsehend das Haus verlassen wollte, einer Ihrer Leute anhiehl.

„Ich hoffe daher, daß Sie die unziemliche Situation, in der ich mich augenblicklich befinde, erwägen, den Ruf einer Dame achten, alle übrigen Rücksichten vergessen und mich entlassen werden!“

Wie vorher war dem jungen Lieutenant sein Dienst so schwer geworden, denn er durfte beim besten Willen den Wunsch der jungen Dame nicht erfüllen. Er mußte versagen, was er so gern genährt hätte.

„Zu meinem lebhaften Bedauern darf ich Ihrem Wunsche nicht nachkommen, bevor ich dem Commandanten nicht Meldung gemacht habe!“ erwiederte er in gekörter Verlegenheit. „Sie werden das verstehen, mein schönes Fräulein, wenn Sie erwägen, daß wir uns in einem vor Kurzem erst occupirten Lande befinden, dessen Bewohner gegenüber die größte Vorsicht geboten ist, selbst dann, wenn sie in Gestalt eines Engels erscheinen. Im Dienste, mein Fräulein, darf man leider keine Rücksichten nehmen.“

Auch dann nicht, wenn ich mich als eine wirkliche Deutsche legitimire?“ fragte Louise ängstlich.

„Wodurch wollten Sie das?“ entgegnete Witten gespannt.

„Einfach dadurch,“ erwiederte Louise schallhaft, „daß ich Ihnen Ihre frühere Garnisonstadt nenne und Sie nach einem Herrn frage, der unzweifelhaft zu Ihren Bekannten in den alten Provinzen zählt.“

„Das würde in der That genügen, mein Fräulein!“

„Nun so erlaube ich mir, Ihnen, obgleich ich nicht zu den Sommerabulden gehöre, mitzutheilen, daß Sie direct von Berlin kommen und in der Kadettenschule zu Potsdam erzogen worden sind.“

„Mein schönes Fräulein,“ rief Witten freudig überrascht, „es macht mich glücklich, Sie von jedem Verdacht freizupredigen zu können, und Sie würden mich noch besonders zu Dank verpflichten, wenn Sie mich auch über den bewußten Bekannten aufklären wollten!“

„Nun?“ fragte Louise. „Sollten Sie den Herrn Lieutenant von Zobel nicht kennen?“

„Gewiß, meine Gnädige!“ erwiederte Witten erstant, „Zobel gehört zu meinen intimsten Freunden und befindet sich zur Zeit wohl und munter in Thorn.“

„Die Nachricht beruhigt mich wieder!“ rief Louise mit gut geheuchelter Theilnahme. „Aufsichtlich, ich war

sehr besorgt um diesen Herrn, da er seit Monaten Nichts von sich hören ließ.“

„O, der beneidenswerthe Zobel!“ sprach Witten für sich. Dann fügte er aber laut hinzu:

„Sie interessieren sich für meinen Kameraden, gnädiges Fräulein?“

„Auch lebhafteste! Er ist ja mein Verlobter.“

„Verlobt!“ rief Witten, sich verfassend, laut. „O dieser Zobel! Also verlobt? Das ist schlecht von meinem Kameraden!“ fügte er dann betrübt hinzu.

„Was denn?“ fragte Louise, als ob sie den Sinn seiner Worte nicht verstanden hätte.

„Nun, daß er Ihr Verlobter ist!“ entgegnete Witten unwillig. „Wissen Sie, gnädiges Fräulein, daß ich diesem Zobel ernstlich feind sein könnte?“

„Ich begreife nicht!“

„Sie begreifen nicht?“ rief Witten fast außer sich. „Aber begreifen Sie nicht, meine Gnädige, daß Sie liebenswürdig, andeutungswerth sind?“

„Mein Herr,“ antwortete Louise verlegen, „Sie sprechen —“

„Die Wahrheit — volle Wahrheit!“ fiel Witten ihr in die Rede. „Auf Ehrenwort!“ fügte er komisch treuherzig hinzu. „Wissen Sie auch, gnädiges Fräulein, daß Herr von Zobel Sie nie heimführen wird?“

„Ich verstehe Sie wirklich nicht!“ entgegnete Louise, die nur mit Mühe das Lachen zurückhalten konnte.

